

Das Vögelchen

Autor(en): **Zweyer, Lukas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 31

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Vögelschen

Von Lukas Zweyer

Wir erzählen hier die Geschichte einer kleinen Frau, die den Namen Florina trug, aber im Städtchen, wo sie zu Hause war, nur das „Vögelschen“ genannt wurde, weil sie zeit ihres Lebens und noch im Augenblicke ihres Sterbens eine nie ersterbende Lust verspürte, zu singen oder zu pfeifen. Fast noch lieber piff sie, als daß sie sang, und es gab keinen gefiederten Baum- und Luftfänger, dem sie nicht seine Melodien abgelauscht hätte, und wenn ihr die Melodien menschlicher Lieder langweilig wurden, trillerte sie mit gespitztem Munde alle Weisen vor sich hin, die ihr der lebendige Wald im Frühjahr offenbart hatte. Sie fand auch Gefallen an singenden Haustüren oder Gartentoren, an den komischen Drehweisen trockener Wagenräder und selbst an den Sirenen der Fabriken, und wo sie ging und stand, probierte sie, einen noch nie gehörten Laut widerzugeben.

Das Vögelschen war ein fröhliches Kind, ein ebensofröhliches junges Mädchen und eine nicht weniger zur Heiterkeit aufgelegte erwachsene Frau, und wer gemeinhin denkt, daß Frohsinn eine Sicherung gegen mißliebige Schicksale bedeute, der muß annehmen, daß der jungen Frau nichts anderes als ein gerechtes Glück erblickt haben müsse. Doch solche Betrachtungen gehen fehl. Denn zu einem anständigen Schicksal gehören noch andere Dinge als nur die Bereitschaft zu singen. Das Vögelschen ließ sich, dem Willen ihrer Eltern gehorsam, mit einem reichen Mann verheiraten. Als sie sich mit ihm verlobt hatte, piff sie durchs ganze Haus und freute sich, bald eine Frau zu sein. Sie sah ihren Mann kaum richtig an, sonst würde sie erraten haben, was er bei ihrem Pfeifen dachte: „Du wirst schon vernünftig werden, wenn du erst einmal weißt, was eine Frau sein soll.“ Als sie ihre Hochzeit feierte, vermochte sie vor dem Standesamt ihre Singlust kaum zu bezähmen. In der Kirche entdeckte sie sich mitten im Spiel der Orgel mitpfeifend, und dem Pfarrer, der von ihr das Jawort verlangte, hätte sie am liebsten mit dem muntern Ruf eines Buchfinken geantwortet.

Dann war sie verheiratet und erfuhr, daß ihr Mann das ewige Trillern nicht leiden mochte. Sie nahm sich zusammen und schränkte sich ein, wartete, bis er das Haus verlassen oder stahl sich hinter die Scheune in den großen Garten, in der Hoffnung, ihre eigenen Laute möchten im allgemeinen Lärmen der Vögel untergehen. Es war aber seltsam, wie die Tierchen, als ob sie vom Pfeifen des Vögelschens angezogen würden, den Garten bevölkerten. Im ersten Frühling ihrer Ehe wimmelten die Sträucher von Amseln und Finken, und in jedem Busche fand man ihre Nester. Der Mann ließ die alten Thujahecken ausröten und beschnitt die Johannisbeersträucher, bis keine Astgabel mehr übrig war, um einem Nest als Sitz zu dienen. Das Vögelschen flüchtete sich in den Wald und ließ ihrer Singlust umso freieren Lauf, je gefährlicher ihre Freude zu Hause wurde.

Das ging so lange, bis der Mann sagte: „Geh doch zum Teufel mit deinem ewigen Gegiege . . .“ Das Vögelschen antwortete: „Wenn mich der Teufel singen und pfeifen läßt, dann will ich lieber bei ihm sein als bei dir!“ Und sie ging auf und davon, und als ihr die eigenen Eltern das Haus verboten und sie zwingen wollten, zu ihrem Manne zurück zu kehren, suchte sie eine Stelle als Saaltochter in einer gewöhnlichen Wirtschaft.

Die Herren, die sich von ihr bedienen ließen, nahmen ihr leises Singen und Pfeifen und die heitere Miene, die sie dabei zeigte, als ein Zeichen für ganz andere Dinge und versuchten das Vögelschen zu gewinnen, wie sie andere gewannen. Das Haus, in dem sie diente, gewann gewaltigen Zuspruch. Aber keiner, der sich ihr mit geschwollenem Geldbeutel oder glänzendem Luxuswagen näherte, erntete etwas anderes als die spielerische Trillermelodie einer Feldlerche, und sie verdarb es mit keinem von ihnen. Dadurch kam sie in einen sonderbaren Ruf. Jedermann wußte, warum die Gäste so gern im „weißen Lamm“ verkehrten, und einer erzählte dem andern von der anziehenden Saaltochter, die alle am Bündel habe. Aber niemand wagte über sie etwas Bestimmtes zu sagen, und in ihrer Gegenwart fielen niemals Andeutungen über Dinge, die sie hätten beschämen müssen.

Dann kam der Krieg ins Land. Über der Stadt erschienen die Bomber und Jäger des Feindes. „Vögelschen“, fragten die Leute, „nun ist wohl auch dir das Pfeifen vergangen?“

„Warum soll mir das Pfeifen vergehen?“ antwortete sie. „Sterben muß ich ohnehin einmal, und wenn ich deswegen nicht singen und pfeifen sollte, hätte ich nie damit anfangen dürfen!“

Sie sang also und pfeiferte weiter, nach jeder getanen Arbeit und vor jeder schweren Aufgabe, die der Tag brachte. Sie sang im Luftschußkeller und lehrte die weinenden Kinder die Gefahr vergessen. Sie murmelte, wenn die Bomber brummt und setzte nur aus, wenn es krachte, und wenn Verwundete aufschrien. Aber sobald das Krachen aufgehört hatte und die Verwundeten auf den Bahren lagen, um nach den Spitalern geführt zu werden, war sie bereit, ihrer gefangbereiten Seele zu folgen. Sie konnte neben eine Bahre treten und sagen: „In einer halben Woche wird es schon besser sein, und in einem Vierteljahr hörst du wieder die Weisen an den Bäumen piepsen. Weißt du, wie die Koblmeisen singen?“

Der General, der von ihr hörte, ließ sie ins Lazarett abkommandieren, damit sie unter den Leidenden und den Pflegerinnen ihre heitere Stimmung verbreite, und als er vernahm, wie still und wohlbedacht sie wirke, und wie sie nur immer dann singe, wenn sie sicher war, daß ein Kranker die fröhlichen Töne auch ertrage, holte er sie jedesmal herbei, wenn eine Abteilung Soldaten zu einer besonders gefährlichen Aufgabe abkommandiert wurde. Sie wurde unauffällig an den Leuten vorbeigeführt, damit sie ihnen ein Scherzwort zürufen und einen Ruf aus dem Frühlingswald auf den Weg der Gefahr mitgebe. „Der Krieg geht vorüber . . .“ sagte sie, „und ihr könnt wieder unter den grünen Buchen liegen, oder ihr liegt im Himmel und hört sie noch viel schöner singen. Es ist doch alles eins . . .“

So kam es, daß sie eines Tages an eine Stelle kam, auf welche der Feind seine Geschütze gerichtet und seine Sturzflieger losgeschickt hatte. Ein Bombensplitter traf sie, und totwund wurde sie weggetragen. Aber sie lächelte in ihren Schmerzen und versuchte, einen Ton zu singen. Und als der Ton nicht gelang, winkte sie mit der Hand. „Ich lasse ihn grüßen . . . meinen Mann . . . im Himmel wird man mich singen lassen! Ade . . .!“ Das war ihr letztes Wort.

* * *